

*Prinzipal des Kantons St. Gallen Herrn Pfarrer S. W. Meyer*  
*Neur M 0010* *St. Gallen* *L. W. H.*

**Zum Gedächtnis**

an

**Dekan Karl Mayer sel.**

von St. Gallen.

*+ 17. August 1884.*

Herausgegeben vom

**Religiös-liberalen Verein des Kantons St. Gallen.**

— Mit einem Bildnis Karl Mayers. —

STADTBIBLIOTHEK  
ZÜRICH

St. Gallen.

Fehr'sche Buchhandlung.

1898.





# Zum Gedächtnis

an

Dekan Karl Mayer sel.

von St. Gallen.

---

Herausgegeben vom Religiös-liberalen Verein des Kantons St. Gallen.

— ✧ —  
Mit einem Bildnis Karl Mayers.  
— ✧ —

St. Gallen.  
Fehr'sche Buchhandlung.  
1898.

Zollhofer'sche Buchdruckerei.



## Vorbemerkung.

---

Der Vorstand des religiös-liberalen Vereins des Kantons St. Gallen beschloß, die Vorträge an den Familienabenden des Winters 1896/97 zu eröffnen durch Gedächtnisworte dem Andenken des seligen Dekan Karl Mayer gewidmet und betraute mit dieser Aufgabe Landammann Saxer und Dekan Rambli. Dieser Beschluß fand Nachachtung in der Weise, daß die bei der Begräbnißfeier den 20. August 1884 durch Erstgenannten gebotene Lebensskizze des seligen Dekan Mayer vorgetragen wurde, da dieselbe, unter dem frischen Eindruck des erschütternden Verlustes entstanden, das Lebensbild des Verewigten am treuesten und prägnantesten zeichnet, und sodann durch den Letztgenannten in einem Vortrage dargestellt wurde, was Dekan Mayer der Kirche und insbesondere der religiösen Reform gewesen ist.

Es beschloß darauf der Vorstand, die beiden Vorträge im Druck erscheinen zu lassen, sie im Jahr 1898 den Mitgliedern des Religiös-liberalen Vereins unentgeltlich zuzustellen und das Schriftchen auch in den Buchhandel zu bringen.

Wir glauben damit den zahlreichen Freunden und Verehrern des Seligen, die sich nicht auf den Kanton St. Gallen beschränken, und der guten Sache, der er sein Leben widmete, einen Dienst zu tun.

St. Gallen, im Mai 1898.

Der Vorstand des Religiös-liberalen Vereins  
des Kantons St. Gallen.

## I.

# Lebensbild des Dekan Karl Mayer.

Von U. Sager.

**K**arl Eduard Mayer wurde am 8. Dezember 1828 in St. Gallen geboren. Seine Eltern waren: Herr Jakob Mayer, Färber, von Ermatingen, und Frau Magdalena geb. Stähelin, von St. Gallen. Die Stammeltern Mayers gehörten zu den ältesten Bürgerfamilien der Stadt. Einer seiner Vorfahren siedelte jedoch im 17. Jahrhundert nach Ermatingen über, wo die letzten Zweige dieses Stammes noch leben, während der Vater Mayer nach St. Gallen zurückkehrte und sich daselbst wieder einbürgerte. Der Verewigte war der mittlere von drei Söhnen. Seine Brüder erreichten beide das Mannesalter, gingen ihm jedoch im Tode voran.

Aus einer zweiten Ehe seines Vaters stammt ein Stiefbruder, welcher seit einer Reihe von Jahren in Amerika sesshaft und daselbst verhehlicht ist.

Im Jahre 1836, in seinem 8. Lebensjahre, verlor der Verewigte die Mutter, deren Bild sich der Seele des Kindes tief eingegraben haben muß; denn er sprach auch in seinen späteren Mannesjahren nur mit dem Ausdruck tiefster Verehrung und Liebe von seiner ihm so früh entrissenen Mutter.

Doch er sollte bald eine zweite treubeforgte und ihm auch unvergeßliche Mutter in der Gattin seines Oheims von mütterlicher Seite finden, in dessen Hause der junge Knabe zunächst für mehrere Jahre Aufnahme fand.

Dieses Haus in Ermatingen betrachtete der Entschlafene



sein ganzes Leben lang als sein zweites Vaterhaus, an das sich all die frohen Erinnerungen aus der fröhlichen Knabenzeit knüpften, mit dem ihn das Hochgefühl kindlicher Dankbarkeit und Verehrung verband, und nach dem er bis in den letzten Jahren je zur Herbstzeit pilgerte, um dort einige Erholungstage, seine liebsten und schönsten, zu feiern. — Auch zu Sohn und Tochter aus diesem Hause, seinen nächsten Verwandten, stand er zeitlebens in wahrhaft geschwisterlichem Verhältnisse. Sie standen ihm auch in seiner Todesstunde nahe. Im Jahr 1840 nahm ihn der Vater, der inzwischen das Färbereietablisement an der Langgasse übernommen hatte, wieder zu sich.

In der sogenannten französischen Schule zu Ermatingen, einer von der Königin Hortense errichteten und wohl ausgestatteten Freischule, hatte der talentvolle, fleißige und strebsame Knabe eine tüchtige Vorbildung für die Realschule seiner Vaterstadt genossen, in welche er nunmehr eintrat. Schon hier zeichnete er sich durch leichte Auffassung, gewandte Reproduktion und ungewöhnliches Gedächtnis aus, so daß er bei gleichzeitigem meisterhaftem Fleiße stets zu den hervorragendsten Schülern gehörte. Nach Absolvierung der damals vierkursigen Realschule trat der Berewigte in das st. gallische Stadtgymnasium über, dessen fünf Jahreskurse er vollständig durchlief.

„Früh übt sich und früh zeigt sich auch, was ein Meister werden will.“ Je reicher und tiefer das Wissensgebiet wurde, in das der junge Denker eingeführt wurde, um so glänzender offenbarte sich seine hohe Bedeutsamkeit. Ja, ein Denker, ein klarer und kühner Denker, das war schon der junge Gymnasiast Karl Mayer, und alle Keime einer geistig und ethisch groß angelegten Natur begannen schon damals sich sichtbar zu entwickeln. —

Alles formale Wissen mit spielender Leichtigkeit sich aneignend, war sein ganzes geistiges Wesen darauf angelegt,

bei allem in die Tiefe zu dringen und das Wesentliche zu suchen; er verlor sich nie in fader Oberflächlichkeit oder in unfruchtbarer Grübelelei, aber eben so wenig in Einseitigkeiten. Das Streben nach allseitiger Bildung, die gefährliche Klippe für so manchen jungen, aufstrebenden Geist, war für ihn keine Gefahr. Er war in den Logarithmen eben so gut zu Hause wie im Homer und Tacitus, und er konnte ein kundiger Führer sein im alten Hellas und durch Romas Trümmerstätten, wie für die Sternennwelt am nächtigen Himmel. — Und dennoch vergrub er sich keineswegs in seine Bücher. Mit offenem Auge und offenem Herzen wandte er sich dem Leben der Gegenwart zu, der damaligen ereignißreichen, sturmbewegten Gegenwart. Es war das denkwürdige fünfte Decennium unseres Jahrhunderts. Im eigenen Vaterlande schürzte sich der Knoten zum Bürgerkrieg. Auch St. Gallens Jungmannschaft war ausgezogen. Man hegte Besorgnisse für die Sicherheit der Stadt; zu ihrem Schutze organisierte sich eine freiwillige Bürgerwehr. Da ließ auch der junge Gymnasiast seine Bücher im Stiche, mit seinen Freunden trat er in Reih und Glied und bezog des Nachts den stillen Wachtposten.

Es folgten die Stürme außerhalb unseres Vaterlandes, die Februar=Revolution in Paris, die Barrikadenkämpfe in Wien, Dresden, Berlin. Wie erregte dieses alles die jungen Geister und brachte das Blut unserer Jugend in höhere Wallung! Wie oft war er es, Karl Ed. Mayer, der im Kreise seiner Jugendgenossen den Gefühlen jener Tage zündende Worte verlieh!

War es schon damals seine geistige Bedeutsamkeit, was ihn unbestritten und unbeneidet an die Spitze seiner Kommilitonen stellte, so verdankte er dies auch — ebenfalls damals schon — seinen schönen und liebenswürdigen Charaktereigenschaften. Mit seinem reichen Wissen verband er eine goldblauere, kindliche Seele, selbstlos und hülfbereit,



streng nur gegen sich selbst, mild und nachsichtsvoll gegen die Fehler und Schwächen anderer, in seiner Umgebung keine Opfer, keine Anstrengung, keine Schwierigkeiten scheuend; — eine *anima candida* im herrlichsten Sinne des Wortes. Nie wagte das Niedrige und Gemeine sich ihm zu nahen.

Dabei war er gleichzeitig eine ebenso ideale, wie praktisch verständige Natur, ebenso weit von unklarer Gefühlswärmerei entfernt wie von kaltsinnigem Gleichmut, fröhlich und heiter ohne Ausgelassenheit, ernst ohne Kopfhängerei, fleißig und geordnet ohne Pedanterie. Was ihn aber noch besonders zum geistigen Haupte und Führer des jugendlichen Kreises erhob, dessen Mitgenosse er war, das war die schöne Himmelsgabe der Beredsamkeit, womit er allem, woran er teilnahm, Weihe und Würde, Gehalt und Ansehen zu verleihen wußte.

Das ist das Bild, das seine Mitschüler aus der fröhlichen Gymnasiafstenzeit zu St. Gallen von ihm noch heute in sich tragen. Es war ein vielversprechendes junges Leben, außerordentliche geistige Begabung mit solidem Wesen und den schönsten Charaktereigenschaften in sich vereinigend.

Und der reife Mann hat gehalten, was der strebende Jüngling versprochen.

Die äußeren Lebensumstände des Verewigten gestalteten sich während dieser Lebensperiode nicht zum günstigsten. Das nicht unbedeutende elterliche Vermögen ging verloren. Der aufwachsende Knabe entbehrte vielfach des Segens eines geordneten Familienlebens. Es war keine liebevoll sorgende und leitende Mutterhand um ihn, der Vater oft abwesend. Dafür öffnete sich ihm das Nachbarhaus eines Jugendfreundes: dort wurde er wie das eigene Kind gehalten, dort fand er, nachdem sich ihm nach dem Tode seines Vaters das eigene Haus geschlossen, in Tat und Wahrheit eine zweite Heimat, mit der er wie ein eigentliches Familienglied zeitlebens auf's engste verwachsen blieb. —

Im Jahr 1846 verehelichte sich sein Vater mit Jungfrau Anna Maria Juliane Gräflin von Steckborn. Nach vierjähriger Ehe starb der Gatte und Vater, und im Jahre 1853 trat dessen Wittwe in eine andere, noch heute bestehende Ehe ein.

Obwohl der Berewigte nur kurze Zeit im gleichen Familienverbande mit seiner Stiefmutter gelebt, so ehrte er sie doch zeitlebens als die einstige Gattin seines Vaters und die Mutter seines Bruders, und er stand, wenn auch die späteren Lebensbeziehungen weit auseinander gingen, doch fortwährend und bis zu seinem Tode im freundschaftlichsten und liebevollen Verkehr mit ihr.

Indessen nahte sich der Abschluß der Gymnasialzeit und der Uebergang zum akademischen Fachstudium. Es war eigene Neigung und die Befolgung seines Herzenstriebes, was den Berewigten dem Studium der Theologie zuführte. Im Frühjahr 1849 bezog er die Universität Basel, unter deren Dozenten De Wette, Hagenbach und der damals noch jugendliche Schenkel hervorragten. — Der ökonomische Rückgang des Vaters ließ ihm die Aufnahme in das Konvikt des „Alumnens“ trotz der damit verbundenen Beengung seiner freien Bewegung als wahre Wohlthat erscheinen, und er bewahrte dieser Anstalt und ihrem humanen Leiter, Hrn. Pfarrer Legend, immerdar eine dankbare Erinnerung.

Die propädeutischen Studien wurden daselbst in regem Fleiße ergänzt und abgeschlossen, namentlich eignete er sich in Basel eine über das Durchschnittsverständnis der Theologiestudierenden hinausgehende Kenntniß der hebräischen Sprache an. In der Theologie selbst wurden die Einleitungswissenschaft und exegetische Studien an die Hand genommen. Die geistige Selbständigkeit des Berewigten leitete ihn übrigens schon frühe zum Selbststudium an; neben seinen obligatorischen Kollegien waren es schon damals in Basel die epoche-



machenden Schriften der Tübinger Schule, welche den jungen Theologen beschäftigten und mit Macht ergriffen.

Sein Herzenswunsch, nach Tübingen zu ziehen, sollte nicht unerfüllt bleiben.

Im Frühjahr 1851 pilgerte er der Alma mater am grünen Neckar zu, wo er schon einen Kreis ihm nahestehender Alters- und Studiengenossen von St. Gallen vorfand, die alle, gleich ihm, von dem glänzenden Sterne theologischer Wissenschaft, dem Begründer der neuen historisch-kritischen Schule, Dr. F. Christian Baur, angezogen worden waren. Und doch kann man nicht sagen, daß hier erst der Grund zu der theologischen Richtung, zu welcher sich der Berewigte bekannte und zu deren Vorkämpfer er bestimmt war, gelegt worden sei; der war schon gelegt, er lag in seiner Natur und in seinem ganzen geistigen Wesen; aber geklärt und geläutert, befestigt und mit dem Felsengrunde systematischer Wissenschaftlichkeit versehen wurde die freie theologische Richtung Meyers in Tübingen.

In der neutestamentlichen Theologie war es der Altmeister Baur selbst, in der alttestamentlichen der als tiefer Kenner und trefflicher Uebersetzer der hebräischen Litteratur bekannte, der Wissenschaft leider zu früh entrissene Professor Meier, welche seine dortigen Studien beherrschten. Daneben wurden auch die philosophischen Vorlesungen Schweglers, Hegels tiefsinnigen Schülers, besucht, sowie auch die genialen Vorträge des Aesthetikers Vischer. Leider zwangen die unzureichenden Geldmittel schon nach zwei kurzen Semestern zum Abschied von Tübingen. Das Studienjahr an der schwäbischen Hochschule bildete einen der schönsten, sonnigsten und fruchtbarsten Lebensabschnitte unseres verstorbenen Freundes, von dessen frohen, geselligen Genüssen und von dessen reichen, das ganze Leben befruchtenden geistigen Anregungen er immer mit Begeisterung sprach.

Im Frühjahr 1852 in die Heimat zurückgekehrt, bestand

er im Herbst gleichen Jahres die theologische Prüfung und zwar, wie nicht anders zu erwarten war, mit Auszeichnung.

Am 16. Dezember 1852 erhielt er in der Kirche zu St. Mangen die Ordination.

Umsonst sah sich indessen der junge Kandidat nach einer vakanten Kanzel um. Die Notwendigkeit, sich seine Existenzmittel selbst zu schaffen, und das innere Bedürfnis nach einer praktischen Berufstätigkeit veranlaßten ihn zur Uebernahme der Sprachlehrerstelle an der Realschule in Rheineck. Verblieb er auch nur kurze Zeit in dieser Stellung, so ist doch in dieser praktischen lehramtlichen Betätigung teilweise die Erklärung für den richtigen Blick und das tiefe Verständnis zu suchen, welches er in seiner späteren Wirksamkeit auf dem Gebiete des Schulwesens in so hervorragender Weise befundete. Indessen zog es doch den Theologen nach seinem eigentlichen pfarramtlichen Berufe zurück, und er schlug daher eine Berufung nach Urnäsch, wenn es auch nur eine Vikariatsstelle galt, nicht aus. — Sein dortiger Aufenthalt dauerte übrigens nur wenige Monate: dann erging ein Ruf nach Salez an ihn, diesmal freilich als wirklicher Pfarrer; es war eine kleine, arme, vernachlässigte Gemeinde. Fast gleich es einer Demütigung für den reichen, hochstrebenden, seines Wertes und seiner Leistungsfähigkeit bewußten Geist, daß sich ihm keine entsprechendere Stätte für seine Wirksamkeit aufzutun wollte, und dennoch mochte gerade in der Verwahrlosung der Gemeinde ein Reiz für ihn gelegen haben, seine junge Kraft zu erproben. Er folgte dem Rufe und er tat gut daran. Sein zehnjähriger Aufenthalt in Salez gereichte der Gemeinde und ihm selbst zu reichem Segen. — Im Frühjahr 1854 zog er als Pfarrer von Salez ein. Seine ganze Wirksamkeit daselbst ist ein sprechendes Zeugnis für seine praktisch verständige Auffassung der Lebensverhältnisse und der wirklichen Bedürfnisse. Was hier Not tat, war nicht die Verkündung der neuen religiösen Anschauungen, die er ge-



wonnen und die ihn erfüllten; damit hätte er seiner Gemeinde Steine statt Brot gegeben. Er war einsichtig und stark genug, die nach Aeußerung drängende Ideenwelt zurückzuhalten. Es galt, den zerrütteten Gemeindehaushalt zu ordnen, das erstorbene Selbstvertrauen der Bevölkerung wieder zu wecken, an die Stelle stumpfer Resignation neuen Lebensmut und den Glauben an die eigene Kraft zu setzen. — Das war sein Reformwerk für Salez, zu dessen Durchführung er sich keineswegs auf seine pfarramtliche und seelsorgerliche Tätigkeit beschränkte. Er griff überall ein in Kirche, Schule und Haus und in allen administrativen Angelegenheiten des Gemeindehaushaltes; er schuf überall Ordnung und gab überall Anleitung und Aufklärung; unter seiner verständigen Mitwirkung ermannten sich auch die Vorgesetzten der Gemeinde und taten ihr Bestes. Wo die Kräfte der Gemeinde nicht ausreichten, suchte und fand er ihr Freunde und Helfer. Es war ein neues, anderes Salez geworden, seit der neue Pfarrer eingezogen. Dafür erntete er aber auch eine Ergebenheit, ein Vertrauen und eine Verehrung,<sup>9</sup> wie sie selten einem Geistlichen von allen Gliedern seiner Gemeinde entgegengetragen werden.

Was er für die Gemeinde Salez gewesen, zeigt auch die Tatsache, daß bis in die jüngste Zeit kaum etwas von Bedeutung in der Gemeinde unternommen wurde, ohne daß ihr ehemaliger Pfarrer um seinen Rat und seine Ansicht,<sup>9</sup> oft auch um seine Mitwirkung angegangen worden wäre.

Der dortige Aufenthalt war aber auch für ihn ein Segen. Nicht nur wegen der Genugthuung, die er bei der sichtlichen Hebung der Gemeinde unter seinem Einfluß empfinden mußte. Trotz seiner überall eingreifenden Wirksamkeit ließ ihm dieselbe doch noch willkommene Muße zur Fortsetzung und Vertiefung seiner wissenschaftlichen Studien. —

Diese geistige Arbeit fand ihre fruchtbarste Förderung in der Mitbeteiligung des geistesverwandten Pfarrer Lang

in Wartaun, dessen spätere eminente Wirksamkeit als Prediger und Schriftsteller der Reformtheologie sich ebenfalls kaum zu dieser Höhe emporgeschwungen hätte, wenn ihr nicht das abgelegene Dorfpfarrhaus mit seiner ungestörten Stille vorausgegangen wäre. Die Freundschaft dieser beiden Männer, ihre Nachbarschaft, die einen häufigen persönlichen Verkehr leicht ermöglichte, und die Uebereinstimmung ihrer Anschauungen und Bestrebungen bilden bedeutungsvolle Momente für die Reformbewegung in der evangelischen Kirche unseres Vaterlandes. — Ihr bahnbrechender Vorläufer, die „Zeitstimmen“, entstand in jenen Tagen.

Die pfarrherrliche Idylle von Salez erreichte im Frühjahr 1864 ihr Ende. Der Verstorbene wurde in seine Vaterstadt berufen, wo seine Jugendfreunde, die seinen Wert wohl kannten, inzwischen zu einigem Einflusse gelangt waren. Zunächst war es die Stelle des zweiten Pfarrers am Linsebühl, die ihm übertragen wurde.

Im Mai 1864 schied er von Salez, als sichtbares Zeichen seiner dortigen Wirksamkeit eine neue Kirche und ein neues Pfarrhaus zurücklassend. Ungelesen lebte sein gesegnetes Andenken in jedem Herzen der Gemeinde, und unvergeßlich wird der st. gallischen Abordnung der ergreifende Abschied der dortigen Bevölkerung von ihrem verehrten, scheidenden Pfarrer bleiben.

Mit dem Betreten der Kanzel am Linsebühl begann ein neuer Lebensabschnitt für den Berewigten. Bisher war alles Vorbereitung, Studium, Sammlung gewesen; die für ihn charakteristische und seine, wir möchten sagen, geschichtliche Bedeutung begründende Lebenstätigkeit begann erst jetzt: die Popularisierung seiner religiösen Grundsätze und Anschauungen, die Verkündung des freien Christentums von der Kanzel! —

Er war hiezu ausgerüstet, wie kein anderer. Die Macht der eigenen, heiligen Ueberzeugung, die Wahrheit des eigenen



Empfindens, die Herzenswärme und Gefühlstiefe, die Gedankenfülle und die erhabene Geisteshöhe seiner hinreißenden Beredsamkeit sammelten bald eine immer wachsende Gemeinde von Freunden und Verehrern um ihn. Das Emporziehen des Humanen zum Göttlichen, das Göttliche dem Menschenherzen nahezubringen, es mit dem Bewußtsein der Gotteskindschaft zu erfüllen, das war nach seiner Ansicht die Erlösungstat Jesu Christi. „Alle Menschen Brüder und Gott unser Vater“: das war das Evangelium, das er uns aus der Tiefe einer gottsuchenden Menschenseele predigte, und tausend und tausend Herzen hat er damit erquickt und gestärkt, geläutert und gehoben, emporgehoben auf den Schwingen seiner seelenergreifenden Worte zu den Höhen seines reinen Geisteslebens, das die Nähe des Ewigen ahnen ließ! —

Wie vielen, die für das religiöse Leben keineswegs indifferent waren, aber deren modernes Denken mit dem alten Kirchenglauben in Konflikt geraten, öffnete er die Pforten des Gotteshauses wieder und brachte ihnen wieder den stillen Segen des christlichen Gottesdienstes. Aber auch ganz abgesehen von dem, was er als Kanzelredner seinen Gleichgesinnten war, wird niemand das hohe Verdienst des Verewigten verkennen wollen, das sich derselbe um die Wiederbelebung und Erfrischung des kirchlichen Lebens in seiner Vaterstadt erworben hat. —

Die unwiderleglichste Anerkennung hiefür lag wohl in der Berufung zum ersten Stadtpfarrer von St. Gallen an der Stelle des uns ebenfalls unvergeßlichen Dekan Wirth. Diese Berufung erfolgte am 31. Oktober 1869 und im Januar des folgenden Jahres bezog der neugewählte Stadtpfarrer das restaurierte Pfarrhaus zu St. Laurenzen.

In dieser Stellung wirkte er bis zu seinem Tode und zwar immerdar gleich ausgezeichnet, als Prediger, wie als Religionslehrer und Seelsorger.

Für den tiefen und nachhaltigen Eindruck seines Kon-

firmandenunterrichts spricht am beredtesten die Tatsache, daß seine Schüler, auch nachdem kein äußerer Zwang sie mehr dazu verhielt, stetsfort zu seinen regelmäßigen sonntäglichen Zuhörern zählten.

Die Seelsorge war dem Berewigten nicht eine Pflicht, sie war ihm Herzenssache; wie konnte es bei seiner Seelengüte, bei seinem Mitgefühl, bei seinem Drange zu raten, zu trösten, zu helfen, anders sein! O wie viele stille Tränen sind in diesen Tagen um ihn geweint worden! Sein feines Taktgefühl ließ ihn auch hier immer das Richtige treffen, er verletzte nie durch übereifrige Zudringlichkeit; sein Tadel war ernst und doch schonend, sein Trost erhebend und aufrichtend, seine Hülfe zart und nicht auf Dankesworte wartend. Er konnte mit allen ihre Sprache reden und ihr Empfinden verstehen, allen nahe treten, allen etwas sein und bieten; darum wird in hundert und hundert Familien sein Hinschied wie der Verlust des teuersten Familiengliedes empfunden.

Die Wirksamkeit des Berewigten auf dem kirchlichen Gebiete beschränkte sich indessen keineswegs auf sein Pfarramt in der Gemeinde; sie gehörte zum großen Teile dem Kanton und dem weiteren schweizerischen Vaterlande an.

Nach dem Tode von Dekan Wirth wurde seinem Nachfolger im Amte auch das Dekanat des Kirchenbezirks St. Gallen übertragen (1870). Er legte dasselbe nieder, als ihn die Synode (1875) an der Stelle des nach Basel übersiedelten Pfarrer Zwingli-Wirth zum Präsidenten des evang. kantonalen Kirchenrates berief. Gleichzeitig übernahm er das Präsidium des kantonalen Examinations-Kollegiums, dessen Mitglied er schon seit 1863 gewesen war. Ebenfalls seit 1863 funktionierte er als st. gallischer Abgeordneter in der Prüfungsbehörde der schweiz. evang. Konfordsatsstände und als Abgeordneter zu den Konferenzen der Kirchenbehörden der evang.-reformierten Kantone.



In allen diesen Stellungen genoß er den Einfluß und das Ansehen, das seine geistige Bedeutung, sein klares und beredtes Wort, seine bestimmte aber stets taktvolle und wahrhaft tolerante Haltung und Gesinnung ihm naturgemäß verschaffen mußten. Es stand ihm nicht nur die Einsicht für das anzustrebende Ideal, sondern auch die Erkenntnis des praktisch Erreichbaren, des rechten Weges und der richtigen Mittel zu Gebote. Selten ging er darin irre, und selten enttäuschte ihn ein Mißerfolg. Darum war sein Wort und Rat von so großem Gewicht und Einfluß. Nicht der Nimbus seiner Stellung und seines Amtes verschafften ihm diesen; es waren seine persönlichen Eigenschaften, denen er seinen Einfluß verdankte.

Und wie ihm in seiner pastoralen Wirksamkeit in der Gemeinde auch diejenigen Gemeindeglieder, welche seinen religiösen Standpunkt nicht teilten, dennoch um seines fleckenlosen Wandels und seiner für alle Menschen ohne Unterschied des Standes und des Glaubens gleich offenen Seelengüte, dieses praktisch bewährten echten Christentums willen, ihre Hochachtung nicht versagen konnten, so genoß er auch im Kreise seiner Berufsgenossen bei aller Entschiedenheit, mit welcher er für seinen Standpunkt eintrat und dessen kirchliches Bürgerrecht er erkämpfte, dennoch um seiner Toleranz willen das Vertrauen und die Achtung aller, mochten sie im Kampfe der theologischen Meinungen noch so sehr zu seiner Gegnerschaft gehören. Seine Toleranz aber war das deutlichste Kennzeichen der Echtheit seiner geistigen Bildung und der Wahrheit seiner liebevollen Gesinnung.

Zu der jüngeren Generation der st. gallischen Theologen stand der Berewigte in dem schönen Verhältnis eines väterlichen Freundes; als Mitglied der Studentkommission der Kantonschule und der theologischen Prüfungsbehörde, sowie als Vorstand des kantonalen Kirchenwesens kam er in vielfache Berührung mit den angehenden Theologen, vom

Gymnasiasten bis zum Kandidaten; für alle hatte er guten Rat und Begleitung, vielen ermöglichte seine vermittelnde Hilfe das Studium. Mit regem Interesse verfolgte er ihren Studiengang und stand ihnen mit trefflichen Winken aus dem reichen Schätze seiner Kenntnisse und Erfahrungen gerne zur Seite.

Es leitet uns dies über zu seiner freien außeramtlichen Wirksamkeit auf dem Boden des kirchlich-religiösen Lebens. Alle Vereinigungen, welche die Förderung und Hebung des kirchlich-religiösen Lebens im allgemeinen zu ihrem Zwecke hatten, fanden an ihm einen eifrigen und tätigen Förderer; er gehörte zu den Leitern des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins und des Vereins für Sonntagsheligung. Auch der Verein für innere Mission, nachdem er sich von dessen wohlthätigen und gesunden Zielen und Zwecken überzeugt, gewann an ihm eine kräftige Stütze als Mitglied des schweiz. Komitees, zu dessen Besammlung in Glarus eben an seinem Todestage eine Einladung einging.

Aber alles andere weit überragend steht in dieser Richtung sein Verdienst als hauptsächlich Mitbegründer des st. gallischen liberal-religiösen Vereins und sodann des schweizer. Vereins für freies Christentum! Wir begnügen uns hier mit dieser Andeutung; ohne sie hätte ein Hauptzug im Charakterbilde unseres Freundes gefehlt. Die weitere Ausführung seiner Tätigkeit und Bedeutung als Reformpfarrer bleibt dem Vortrage seines Amtsbrosers und Freundes vorbehalten.

Welch reiche, vielseitige und fruchtbare Lebenstätigkeit hat sich vor unsern Augen entwickelt! Und dennoch erübrigt uns noch ein neues, großes, weitausblickendes Gebiet, auf welchem der Berewigte eine ebenso tiefeingreifende als gefegnete Wirksamkeit entfaltete — das Gebiet der Schule.

Schon zur Zeit der konfessionellen Leitung des Schulwesens im Kanton St. Gallen und während seiner Pastora-



tion in Salez wurde der Berewigte in den evangelischen Erziehungsrat und durch diesen in den Kantonschulrat, die leitende Behörde der damaligen vertraglichen Kantonschule, gewählt. Bei der Einsetzung des gemeinsamen Erziehungsrates, der schönen Schöpfung der 1861er Verfassung, wurde er in diese Behörde und später auch in die engere Erziehungskommission, sowie in die Studienkommission der Kantonschule gewählt. Nach dem Vorausgegangenen ist es überflüssig hervorzuheben, daß er von Anfang an zu den geachtetsten und einflußreichsten Mitgliedern dieser wichtigen Behörde gehörte. Auch dem Berewigten gewährte die Mitbeteiligung an der Leitung des kantonalen Volksschulwesens und der höhern kantonalen Lehranstalten Genuß und Befriedigung. Sein nach 20jähriger Funktion erfolgter freiwilliger Rücktritt von dieser Stellung war ein Opfer, das er den Interessen seiner Vaterstadt und ihrem Schulwesen brachte, und dessen Größe nur diejenigen zu ermessen vermögen, welche wissen, wie sehr ihm gerade seine erziehungsrätliche Stellung und Wirksamkeit ans Herz gewachsen war. Sein Rücktritt erfolgte, als ihn die Ausdehnung des städtischen Schulwesens in einer Weise in Anspruch nahm, welche ihm die gleichzeitige Besorgung der erziehungsrätlichen Obliegenheiten zur Unmöglichkeit gemacht hätte. Sein Pflichtgefühl hieß ihn, die Bürde an die Würde zu tauschen. Hier nun, in der Leitung des Stadt st. gallischen Schulwesens, vereinigten sich zu einem harmonischen Ganzen alle jene in ihrer Vereinzelung nicht seltenen Eigenschaften, welche dazu gehören, um diese Leitung nach allen Richtungen zu einer glücklichen und gedeihlichen zu gestalten: Pädagogische Bildung und Erfahrung, Verständnis für das ideale Wirken und Schaffen und Sinn für die praktischen Zwecke und Ziele der Schule, Entschiedenheit und Takt, Energie und Wohlwollen, der Besitz einer unantastbaren, auf persönlichen Werte beruhenden Autorität!



Das große Werk der Schulverschmelzung war zur Hauptsache seine That, die glückliche, verhältnismäßig rasche Organisierung der neuen Gemeindeschule sein Verdienst, die rege Tätigkeit und das kollegiale Zusammenwirken in der Schulbehörde ist seinem Vorbild, das ungetrübte Wohlwollen zwischen Lehrerschaft und Behörde ist seinem Ansehen und seinem Takte zu verdanken. Wir sagen es aus tiefster Ueberzeugung: das Schulwesen der Stadt St. Gallen erleidet durch den Hinschied seines Präsidenten einen zur Zeit durchaus unersehblichen Verlust.

Er war es auch, welcher im Verein mit dem schon heimgegangenen Waisenvater Wellauer den Kindergarten in St. Gallen schuf, dessen pädagogische Bedeutsamkeit als der ersten Stufe einer rationellen Erziehungsmethode ihm nicht verborgen bleiben konnte. Er stand mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit für die Sache ein und ließ sich an die Spitze des zu gründenden schweiz. Kindergartenvereins stellen, dessen definitive Organisierung eine seiner letzten Arbeiten war. — Ein Gefühl wehmütigen Schmerzes muß uns beschleichen, wenn wir uns daran erinnern, daß eben heute der schweizerische Kindergartenverein, zu dessen Leitung er als sein Vorstand berufen war, im benachbarten Zürich seine Jahresversammlung feiert. Ach, welchen düstern Schatten wirft unsere Totenfeier auf jene festlichen Stunden!

So sehen wir den Berewigten und seine sicher leitende Hand auf allen Stufen der Schule ihre fruchtbringende Tätigkeit entwickeln, von dem vorschulpflichtigen Alter bis zum Abschluß der Gymnasialstudien.

Damit dürfte die Wirksamkeit des Berewigten in Kirche und Schule in ihren Hauptzügen skizziert sein. — Zu seinem ganzen Lebensbilde gehört jedoch noch die Erwähnung seiner Betätigung in socialer Richtung, auf dem Gebiete der Wohltätigkeit und Gemeinnützigkeit. — Die Kommissionen der Hülfsgesellschaft und der Almosenstube zählten ihn zu



ihren tätigsten Mitgliedern; er verschmähte es auch nicht, in das Komitee der Aktiengesellschaft zur Erstellung wohlfeiler Arbeiterwohnungen einzutreten; denn sein Wahlspruch war nihil humani mihi alienum puto, und galt es doch auch hier einem jener humanen Zwecke, deren Förderung sein edles Leben geweiht war. — Weit mehr übrigens, als seine Mitbeteiligung an derartiger öffentlicher Vereinstätigkeit, verdient seine stille, ungesehene, private Wohltätigkeit hervorgehoben zu werden. Er konnte der Not nicht ins Auge schauen, ohne ihr helfen zu wollen; wo er selbst es konnte, tat er's willig und gerne; wo seine Kräfte nicht ausreichten, genügten sein Wort und seine Empfehlung, um die nötige Hülfe zu schaffen. So förderte er auch viele gemeinnützige Werke in unserer Stadt durch das bloße Gewicht seines persönlichen Ansehens, das sich übertrug auf die Sache, die er vertrat; war sein Name dabei, so hatte man Vertrauen dazu; man wußte, daß es sich um etwas Gutes und Gefundes handle.

Und endlich muß auch seiner litterarischen Tätigkeit Erwähnung getan werden. Abgesehen von seinen im Druck erschienenen Predigten, unter denen namentlich seine Konfirmationsreden einen herrlichen Schatz religiöser Erbauungslitteratur bilden, und abgesehen von seinen zahlreichen in ihrer Art nach Form und Inhalt stets mustergültigen Berichten über die Tätigkeit der unter seiner Leitung stehenden Vereine, hat er sich durch wertvolle Beiträge für theologische Zeitschriften einen Ehrenplatz unter den gelehrten Fachgenossen und durch mehrere Monographien das bleibende Bürgerrecht des st. gallischen historischen Vereins erworben. Eine „Geschichte der Kirche zu St. Magni“, für welche der Berewigte seit Jahren das Material gesammelt, sollte bis zu der in den nächsten Jahren stattfindenden Säkularefeier ihrer Erbauung vollendet werden.

Für die zeitgenössische Litteratur hatte der Berewigte überhaupt ein reges Interesse; kein litterarisches Erzeugnis

von Bedeutung blieb ihm unbekannt, und seine klassische Bildung verlieh seinem kritischen Urtheil den Stempel der Unwiderleglichkeit. — Wenn Jordans klassisches Nibelungenepos in der Stadt St. Gallen zu einer Popularität gelangte, wie kaum irgendwo in Deutschland, der Heimat der Dichtung und des Dichters, so ist dies den verständnistiefen Vorträgen zu verdanken, welche der Berewigte vor kurzem noch über und aus dieser erhabenen Dichtung hielt.

Das war, skizzenhaft gezeichnet, die Lebenstätigkeit des Berewigten, überreich und wunderbar vielgestaltig.

Neben seiner hohen Begabung, die ihn schon in seiner Jugend zu einer geistig bedeutenden Erscheinung machte, neben seiner ebenso allseitigen als gründlichen Bildung, neben seiner außergewöhnlichen Arbeitskraft — ob er sie selbst nicht doch überschätzt habe? so denken wir unwillkürlich an seinem frühen Grabe — neben seinem Schaffensdrang war ihm diese Vielseitigkeit seines Wirkens wohl nur dadurch ermöglicht, daß er ohne die Anspruchnahme und Sorgen eines eigenen Familienstandes voll und ganz und ungeteilt sich seiner öffentlichen Wirksamkeit hingeben konnte. Und wenn uns auch oft ein Gefühl tiefen Bedauerns anwandeln wollte, daß dieses reiche und liebevolle Gemüt ohne das selige Glück des eigenen Familienlebens bleiben sollte, so fühlte er sich doch, wie er oft gestand, nicht vereinsamt; seine öffentliche Wirksamkeit und ihre sichtbaren Erfolge, die Anerkennung und dankbare Anhänglichkeit seiner Gemeinde und seiner Mitbürger — er betrachtete sie als wohlthuenden Ersatz für die Entbehrung des eigenen Familienglücks.

Die Besorgung seines bescheidenen Hauswesens lag übrigens in treuer Hand, die sein volles Vertrauen besaß und verdiente.

Auch ohne eigene Hausfrau war übrigens das Pfarrhaus zu St. Laurenzen kein ungasstliches Haus; es stand



seinen zahlreichen Freunden unter der Landesgeistlichkeit immer gerne offen, und seine Gastfreundschaft blieb nicht unbenützt. —

Und wenn ihm dennoch im eigenen Hause das Gefühl der Vereinsamung heraufdämmern wollte, dann trat er in den Familienkreis des einen oder andern Freundes und freute und sonnte sich in des Freundes häuslichem Glücke und Frieden; dann schloß er sich um so inniger dem Kreise seiner engern Freunde an, in deren Mitte er so manche unvergeßliche Stunde verlebte, und wo sein ganzes reiches Gemüthsleben sich unbeeengt entwickelte, wo er so ganz der unsere war! Ach, was hast du uns angetan, daß du von uns gingst! Du Lieber, Teurer, Großer, Unvergeßlicher! Doch, wir müssen unseren Freundeschmerz zurückdrängen; denn wir dürfen es nicht vergessen, daß es ein großer allgemeiner Schmerz ist, der unsere Stadt St. Gallen bei der Kunde seines Todes durchschütterte. Und sie kam trotz allen bangen Befürchtungen, welche die langsam schleichende Krankheit erwecken mußte, dennoch so überraschend schnell, diese erschütternde Kunde! Die Erkrankung des Berewigten führt in den Januar des vergangenen Jahres zurück. Sie trat als Gelbsucht mit sehr rasch und stark wechselnden Erscheinungen auf, von Gallensteinen herrührend, an denen der Patient schon früher gelitten. Eine ärztlich verordnete Kur in Cannstadt bewirkte keine wesentliche Aenderung der Krankheit. Im Verlaufe des Jahres stellten sich bedrohliche Zeichen von vollständigem Abschuß der Gallengänge ein. Und dennoch erfüllte der kranke Mann seine beruflichen und amtlichen Obliegenheiten ohne Unterbrechung. Kein Freundesrat konnte ihn dazu bewegen, sich mehr Ruhe und Pflege zu gönnen. Was er für seine Pflicht erachtete, das wollte er tun, so lange seine durch Krankheit geschwächten Kräfte es zuließen. Und wunderbar! mit dem Rückgang der leiblichen Kraft schien seine geistige und seelische Kraft zu wachsen; nie waren seine Predigten tiefer und ergreifender, glaubensfreudiger und seelenvoller,



als in den Tagen seiner Krankheit. — Es war sein Schwanensang; trauernd ahnte dies manches Herz! — Anfangs 1884 trat indessen eine erhebliche Besserung ein, und der Arzt glaubte, auf den Kurgebrauch von Karlsbad viel Hoffnung setzen zu dürfen. Sie bewährte sich insofern, als das Befinden des Kranken während der Kur und unmittelbar nach derselben ein gutes war. Auf der Heimreise trat jedoch ein Rückfall ein, und der Zustand des Patienten bei seiner Heimkunft verscheuchte leider bald die frohen Hoffnungen, welche sich an den anscheinend günstigen Kurerfolg geknüpft hatten. — Der Berewigte fühlte sich glücklich, nur wieder zu Hause zu sein und der alten, treuen, gewohnten Pflege wieder genießen zu können. Nach einigen Tagen der Ruhe nahm er schon wieder einen Teil seiner Funktionen zur Hand. Die Kanzel konnte er noch nicht besteigen; daß er sie nie mehr betreten werde, glaubte er selbst nicht, und versahen sich dessen auch seine Freunde nicht, die mit ihm immer noch hoffen zu dürfen glaubten. Für das Auge des Arztes stand die Sache anders. Seine Diagnose konstatierte, daß die Erkrankung des Gehirns in drohendem Anzuge sei. Am 12. August zeigten sich die ersten gefürchteten Symptome dieser Gehirnkrankung. Es war der Anfang des Endes, ihm selbst und seiner nächsten Umgebung noch unbewußt. Noch war sein Bewußtsein klar und von der Nähe des Todes hatte er keine Ahnung. Dann legte sich allmählich ein Schleier über sein Auge und über sein Bewußtsein, der Schleier wob sich dichter und dichter. In den letzten Tagen lag er meist in stillem Schlummer, schmerzlos, aber matt und müde auf seinem Krankenlager. Gegen die Mittagsstunde des letzten Sonntags, an welchem er noch in den ersten Wochentagen hoffte, seine erste Predigt wieder halten zu können, schwand das Bewußtsein völlig, er erkannte seine Umgebung nicht mehr, und an sein Ohr drang das hehre Glockengeläute seiner Kirche nicht mehr. — Der Todesengel schwebte über seinem



Haupte. — In der neunten Abendstunde des 17. August 1884 entschlief er sanft und ruhig, umgeben von seinen nächsten Verwandten und Freunden, die ihm mit schmerz erfüllter Seele die letzten Liebesdienste erwiesen und seinen unsterblichen Geist in die Hände des himmlischen Vaters empfahlen, zu dem er uns so oft und so ergreifend den Weg gewiesen in der treuen Nachfolge dessen, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben.

---

## II.

# Dekan Karl Mayers kirchliche und theologische Wirksamkeit.

Von C. W. Kambli.

---

Nachdem das Lebensbild des unvergeßlichen Dekans Mayer sel., gezeichnet von der Hand seines treuesten Freundes, an uns vorübergegangen ist, wollen wir versuchen, das, was er der Kirche und insbesondere der religiösen Reform gewesen ist, Ihnen mit einigen Strichen zu zeichnen. Wir tun wohl am besten, wenn wir dabei uns im wesentlichen an den geschichtlichen Gang seiner Entwicklung halten und Dekan Mayer möglichst mit seinen eigenen Worten sprechen lassen.

Seine erste in die Deffentlichkeit gedrungene Arbeit finden wir im 4. Jahrgange der „Zeitstimmen“ vom Jahr 1862, also noch aus jener Zeit, da er Pfarrer in Salez war und oft Tage lang bald droben in Wartau, bald drunten in Salez mit Heinrich Lang in regstem, wissenschaftlichem Gedankenaustausch beisammen war. Es ist bezeichnender Weise ein Aufsatz betitelt „Katholizismus und Kanon“. Mayers klarer Blick erkannte, daß es vor allem aus gelte, der noch allgemein herrschenden Vergötterung des Bibelbuchstabens entgegenzutreten, wenn es gelingen sollte, freiere religiöse Anschauungen im Volke zu wecken. Er beginnt mit dem Hinweis darauf, wie Katholizismus und Protestantismus einst mit einander gewetteifert haben, die Bibel mit göttlicher Autorität zu umkleiden. „Selbst eine positive Theologie,“ fährt er



dann fort mit Hinweisung auf ein Wort von Tholuck, „wagt es aber in unsern Tagen, mit einiger Ironie auf die Theologen zu blicken, welche zuerst die Lehre aufgebracht haben, daß alles, was zwischen den zwei schwarzen Deckeln dieses Buches innen steht, in gleichem Maße und in gleicher Vollmacht Gottes Wort sei. Trotzdem ist die schüchterne Unterscheidung zwischen Schrift und Wort Gottes in der Schrift, die man sich auf dem Katheder erlaubt, auf der Kanzel verpönt.“ Auf die einzelnen Ausführungen können wir hier natürlich nicht eingehen, wir resumieren nur in Kürze seine Schlußbemerkungen. „So wie einmal die Schrift, sagt er, durch das Mittel der Inspiration (der Lehre von ihrer göttlichen Eingebung auf übernatürlichem Wege) den Gesetzen des menschlichen Denkens entrückt war, und das geschah schon zu jener Zeit, da sie zum Kanon d. h. zur Regel und Richtschnur für den Glauben gesammelt wurde, — so war auch dem christlichen Bewußtsein der Weg abgeschnitten, sich unbefangen in sie zu vertiefen und die lebenskräftigen Ideen, die in ihr liegen, aus ihr selbst zu entwickeln. Man suchte dann am Symbol, am Dogma einen Maßstab für die Schriftwahrheit, durch die Tradition und ihre Verkörperung, das Episkopat aber (und endlich durch die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes fügen wir hinzu) wurde die notwendige Ergänzung zum Kanon gewonnen, der nur in ihnen Leben gewinnt. Alle diese Vorstellungen stehen im engsten Zusammenhang und wurzeln im Grundzuge des Katholizismus, dem Verlangen nach einer äußern Autorität. Der Protestantismus, allem äußern Autoritätswesen diametral entgegen, verträgt auf die Dauer nun einmal keinen Kanon. Wir wollen gar nicht verkennen, unter der kanonischen Schale hat uns der Katholizismus die edelsten Erzeugnisse des ältesten Christentums erhalten, aus denen uns das wahre Wesen desselben klar und deutlich entgegentritt, — aber freilich nur dann erst recht, wenn wir auch zu lesen verstehen, wenn wir sie als



das auffassen, als was sie sich ursprünglich gegeben haben, als menschliche Produkte einer bestimmten Periode der christlichen Entwicklung, zwar Erzeugnisse des christlichen Geistes, aber immerhin durch das Mittel bestimmter Persönlichkeiten, die den Charakter der Zeit nicht verleugnen, welcher sie angehört. Dadurch, daß der Katholizismus sie kanonisch machte, hat er ihnen ihre Individualität geraubt, der Protestantismus hat sie ihnen wieder zu geben.“

„Aber auch darüber dürfen wir uns nicht täuschen lassen, als hätten wir hier unmittelbare historische Urkunden, apostolische Geschichtsquellen im modernen Sinne des Wortes. Das Zeitalter, aus welchem die Sammlung der neutestamentlichen Schriften hervorging, war wenig geeignet, uns wirkliche Geschichtsquellen an die Hand zu geben, auch waren seine Ideen und Anschauungen von denjenigen unseres protestantischen Zeitalters gänzlich verschieden. Es gilt vor allem aus, Prinzip und Wesen des Christentums zu gewinnen, frei und losgelöst von allen Nebenvorstellungen einer überwundenen Periode, um es zu verpflanzen als den lebenskräftigen Keim auf den Boden einer neuen Zeit. Das ist freilich zunächst die Aufgabe der protestantischen Wissenschaft; aber auch die Entwicklung der Kirche muß der Lösung dieser Aufgabe entgegenkommen, und das kann nur geschehen, wenn die katholische Vorstellung vom Kanon immer mehr von ihr überwunden wird.“

Mayer hat dann im Winter 1864/65 in St. Gallen acht öffentliche Vorträge über die Entstehung der neutestamentlichen Schriften nach den Ergebnissen der Tübingerkritik gehalten. Im unmittelbaren Anschluß hieran stellte Pfarrer Scherrer, wenn auch als Entgegnung, die Bibelkritik vom kirchlichen Standpunkt aus, nicht bloß als Recht, sondern sogar als Pflicht auf. Wie tief Mayer selbst in den Sinn und Geist der Bibel eingedrungen ist, davon haben seine ergreifenden, gemütsstiefen Predigten und



seine seelsorgerische Wirksamkeit Zeugnis abgelegt. Einige Jahre nach diesen ersten Vorträgen hielt Mayer einen Vortrag über den Verfasser des Johannesevangeliums, dessen Abfassungszeit bekanntlich in die Mitte des 2. Jahrhunderts fällt. Pfarrer Pfeiffer erwiderte ihm in einer Serie von Vorträgen. Wie schön sagt Mayer in seiner Neujahrsbetrachtung von 1883 im „Religiösen Volksblatt“: „Wir verneinen, daß die Bibel auf übernatürliche Weise entstanden und in allen Teilen untrügliches Wort Gottes sei. Wir wollen dem Volke die Bibel als unverstandenes, übernatürliches, abgöttisch behandeltes Heiligtum nehmen; aber wir möchten sie ihm wiedergeben als ein verstandenes, menschlich lebendiges Zeugnis des Schönsten und Herrlichsten, was von religiösem Glauben, Ahnen und Hoffen je in die Menschenherzen gekommen ist.“

Mayers und seiner Freunde Tat ist die Gründung unseres religiös-liberalen Vereins des Kantons St. Gallen. Am 24. März 1870 trat auf seinen Antrieb hin im Museum in St. Gallen eine große Zahl gesinnungsverwandter Männer aus der Stadt und dem Kanton zusammen. Wie weit man damals protestantischerseits anschaute, zeigt lit. e in § 1 der kantonalen Statuten: „Der religiös-liberale Verein erachtet es als seine Pflicht, allen Bestrebungen zur Befreiung von religiöser Bevormundung, auf welchem Boden sie erfolgen mögen, seine Teilnahme zu widmen und soweit möglich dieselben tatkräftig zu unterstützen, um so über die konfessionellen Schranken hinaus auf eine Gemeinschaft hinzuwirken, welche alle freigesinnten Christen zu umfassen vermag.“ Die freundlich eingeladenen liberalen Katholiken tagten denn auch in der Vorahnung des Bruches mit Rom — am 18. Juli 1870 wurde die Unfehlbarkeit des Papstes proklamiert — zahlreich mit. Mayer begrüßte die Versammlung mit dem Worte: „Spät kommt ihr, doch ihr kommt!“ Er weist dann darauf hin, wie der Kanton

St. Gallen größere kirchliche Freiheit genieße als kein anderer in der Schweiz und fährt fort: „Wir haben nicht umzustürzen, sondern auszubauen, was bereits angefangen ist. Unser Kampf gilt nicht den Institutionen, sondern dem Geiste, der sie durchweht, trotz aller freisinnigen Organisation der Kirche. Das ist aber eine langsame und Geduld erfordernde Arbeit, die nicht durch kühne Agitationen, sondern allein auf dem Wege der Belehrung und des mutigen Einstehens für die erkannte Wahrheit erfüllt werden kann. Man ruft uns zu: freie Forschung habt ihr! Aber darf man auch frei reden und frei herausagen, was die freie Forschung als Wahrheit erkannt hat in redlichem Mähen? Darf man das auf dem allerwichtigsten Gebiete des Lebens, auf dem religiösen, angesichts unserer Kirchenzählungen und überlieferten Glaubensformen? Man darf überall vernünftig denken und fröhlich forschen und die Wahrheit sagen, nur nicht innerhalb der Kirchenmauern. Infolge davon heißt es, wer fromm sein wolle, könne nicht vernünftig sein, und wer vernünftig, nicht fromm. Dieser Wahn ist die Wurzel alles Uebels, und ihn zu bekämpfen wird vor allem unsere Aufgabe sein.“

„Unser erster Zweck wird sein, durch unsere Vereinigung uns selbst zu kräftigen und zu läutern in unsern religiösen Anschauungen, uns zu stärken zu gemeinsamem Kampf gegen Indifferentismus und Aberglauben, dadurch, daß wir uns sehen und begrüßen und in freundschaftlichem Gedankenaustausch die ernste Aufgabe beraten, die wirklich religiöser Freisinn uns auferlegt. Dann aber gilt es, Geistesfunken vom heiligen Feuer vernünftigen Christentums auch hinauszutragen unter unser Volk, auf daß an ihnen sein religiöses Denken und Glauben sich neu entzünde.“ „Was hilft alle Aufklärung durch die Schule, wenn man dabei dem Kind von Jugend einschärft, es gebe eben doch ein Gebiet, das



wichtigste und geistigste, wo alle Gesetze der Vernunft und des Denkens nicht gelten. Es ist nicht bloße Geistessträgheit, die jene trüben Früchte bringt, es ist auch kirchlicher Same darunter, und was man als Wunderglauben austreut, geht gern als Aberglauben auf. Bereits sind ja religiöse Vereine und kirchliche Genossenschaften genug auf dem Plan, jenen Samen auszustreuen in allerlei Form und Gestalt. Auch wir haben unsere evangelische Gesellschaft und kennen ihre Missionäre, die hinausziehen, um den Frieden unserer Kirche in ganz anderer Weise zu stören, als dies je durch einen freisinnigen Verein geschehen wird. Wir werden am lichten Tage wirken, während man dort in die Gemeinden unseres Landes schleicht, um in irgend einem Winkel die Saat des Mißtrauens zwischen Geistlichen und Kirchgenossen auszustreuen, und heimlich unter dem Namen des wahren Glaubens das Unkraut der religiösen Zwietracht pflanzt. Wir kennen auch die Sendlinge unserer Sekten.“ Den anwesenden Katholiken ruft Mayer zu: „Glauben Sie es nur, es wird nicht Tag, bis das Volk erwacht. Nicht aus dem Purpur des Kardinals und nicht von der goldschimmernden Mitra des Bischofs strömt der Geist, der die Kirche erneut — in den Hütten des Volkes ist der ewige Urquell aller reformatorischen Kräfte! Dorthin müssen die Funken des Zeitgeistes sprühen, damit das Feuer erwache, das die Kirche läutert. Möge in unserem Verein der Lebenshauch religiösen Ernstes nie fehlen, und stets seine Devise bleiben das doppelsinnige Apostelwort: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit!“ Dies die Grundgedanken von Mayers Eröffnungswort bei Gründung unseres Vereins. Würde er nicht heute gerade wieder so zu uns sprechen, wenn ihm vergönnt wäre, in unsere Mitte zu treten?

Das Jahr 1870 hat Mayer Gelegenheit gegeben, als Feldprediger sein eben so frommes als freies Christentum leuchten zu lassen. Von wahrhaft klassischer Schönheit und



vom Hauche glühender Vaterlandsliebe durchweht ist seine Feldpredigt beim Bataillon 28, gehalten am 24. Juli 1870 auf dem Kaiserberg bei Laufenburg über Jesaja 41, 10 „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott,“ und seine Ansprache, gehalten beim gemeinsamen Feldgottesdienste der 20. Brigade auf dem Felde zu Therrwyl den 21. August 1870 über Philipper 4, 11—13 mit dem Thema: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ Beide sind veröffentlicht im ersten Jahrgang des „Religiösen Volksblattes“. Im 4. Jahrgang findet sich Mayer's Feldpredigt, gehalten beim Feldgottesdienst des Unteroffiziers-Vereins in St. Gallen am 24. Aug. 1873 über Lukas 12, 35: „Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen, und seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten.“ Sie schließt mit der Mahnung: „Gürtet die Lenden heute zum festlichen Spiel und lasset eure Lichter brennen; aber am Tag der Freude wie in der Stunde der Arbeit und des Kampfes seid gleich den Menschen, die auf den Herrn warten. Gott schirme das Vaterland.“ Diese Predigt ist im Druck erschienen und im 4. Bande des „Religiösen Volksblattes“ veröffentlicht.

Ueber die nicht nur für jeden Theologen, sondern für jeden Christen entscheidende Frage: Was dünket euch von Christus? hat Mayer nicht nur unzählige Male auf der Kanzel, sondern auch im „Religiösen Volksblatt“ Antwort gegeben. So in seiner „Advents-betrachtung“ vom Dezember 1870 (N. B. I. Bd.), anknüpfend an den Text: „Bist du es, der da kommen soll?“ Er faßt seine Ansicht zusammen in die Schlußworte: „Auch uns ruft Jesus zu: Lernt mich nur wahrer und tiefer verstehen und erfassen! Was seid ihr so gebunden in den Vorstellungen und Meinungen vergangener Jahrhunderte über Christus. Mag die sinnliche Herrlichkeit erbleichen, in welcher einst ein sinnliches Christen-geschlecht seinen Christus geschaut, der Himmelstron ent-



schwanden, auf den ihn einst der christliche Seher erhoben, die Wunderhülle fallen, mit der ihn schon in den ersten Jahrzehnten nach seinem Tod die kindliche Verehrung umkleidet — das ist das große und ewig Bedeutungsvolle an der Erscheinung Jesu von Nazareth, daß erst dann recht vor uns tritt das Urbild aller ächten Religion: der Menschensohn, der geistig aus Gott geboren und innerlich mit Gott geeint zur Religion der Wahrheit und der Liebe, die in Selbstsucht entfremdeten Erdenkinder zu Gottesöhnen macht. Das religiöse Urbild aller Menschenwürde, der gottgeeinte Menschensohn, so tritt aus den sich zerteilenden Nebeln des Kirchenglaubens vergangener Jahrhunderte Jesus von Nazareth vor unser dem Priestertum allmählich entwachsendes Geschlecht. Wer ihn erkennt, fragt nicht mehr: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten.“

Schon in der Weihnachtsnummer des „Religiösen Volksblattes“ von 1870 hatte Mayer das Bedürfnis, in einem Aufsatz „Der Sohn Gottes“ nochmals über die Würde und Persönlichkeit Jesu sich auszusprechen. Da fragt er: „Soll ich nicht mehr Weihnacht feiern, außer in der Kinderstube?“ und giebt die Antwort: „Das sei ferne! Nimm die Weihnachtsgeschichten nur als das, was sie wirklich sind, kindlich naive Bilder, ein frommes Gedicht, in welchem in der Form einer Geburtsgeschichte, also in einer sehr sinnlichen Form, eine große geistige Wahrheit soll vor unsere Seele treten, die Wahrheit nämlich, daß Jesus von Nazareth der Sohn Gottes ist. Ob nun freilich Gottesöhne so erzeugt und geboren werden, wie uns das Lukas und Mathäus in den ersten Kapiteln ihrer Evangelien erzählen, das ist eine andere Frage. Die alte Festgeschichte hat unendlich viele Härten und Undenkbarkeiten. Sobald sie uns aufgezwungen wird als Geschichte, als ein äußerer wirklicher Vorgang, regt sich dagegen jeden Augenblick unsere

menschliche Erfahrung und der prüfende Verstand.“ Mayer weist das in einzelnen nach und fährt dann fort: „Alle diese quälenden Fragen verschwinden von selbst, sobald wir hier nicht wirkliche Geschichte, sondern heilige Sage sehen, fromme Dichtung aus dem Gemüte der ältesten Christenheit hervorgewachsen, um es recht lebendig auszumalen, daß in Jesus einst der Welt der Sohn Gottes geboren ward. Worin ruht aber diese geistige Sohnschaft? In der Ebenbildlichkeit Gottes, darin, daß der Mensch in seinem denkenden Geiste, in seinem sittlichen Willen Wesen ist von Gottes Wesen im Staubgewande dieser Erde.“

„In den Augen Jesu gehört die Bezeichnung „Sohn Gottes“ nicht nur ihm zu und den andern Menschen nicht. Es ist dann auch ein schreiendes Unrecht an der wahren Lehre Jesu, daß zuerst die katholische und ihr nach auch die lutherische Bibelübersetzung überall, wo von den andern Menschen in der Ursprache das Wort „Söhne Gottes“ steht, den Ausdruck „Kinder Gottes“ untergeschoben hat. Nach Jesu eigener Ansicht ist die Grundlage der Gotteskindschaft, daß Gottes Wille eingegossen ist in des Menschen Geist von Uranfang an; daher enthüllt uns sein Wort nur unsere eigene höhere, göttliche Natur. Wo wir Jesus von der Gotteskindschaft reden hören, ist's eine durchaus innere, sittlich=geistige Verwandtschaft mit Gott, wovon er redet. Gottes Wille unser Wille im Gewissen, im Gefühl für alles Gute und Wahre, sein Geist in unserem Geiste, das ist die Grunderkenntnis, auf der der Mensch erwächst zum Gotteskinde, wenn er in Kraft dieser Gesinnung die unlautern Triebe des Fleisches, der sinnlichen Natur überwindet und bezwingt. Der wahre, geistig und sittlich geläuterte Menschensohn, neugeboren in innerer, sittlicher Wiedergeburt, ist auch der Gottessohn. Christus ist der Erstgeborene unter vielen Brüdern. So sei er von uns begrüßt am Feste seiner Geburt.“



Im 3. Jahrgang des „Religiösen Volksblattes“, Januar 1872, führte Mayer in einem Aufsatz „Der Gott Jesu Christi“ den oben entwickelten Gedanken noch weiter aus und kam zu dem Schluß: „Der Vatername ist in Jesu Munde keine Vermenschlichung, sondern eine Vergeistigung Gottes (nämlich des menschlichen Gottesbegriffes). Er ist das Lösungswort, mit dem er seine Brüder aus den dumpfen Träumen halb und ganz sinnlicher Religion zum hellen Tageslicht der Gemeinschaft mit Gott im Geist und in der Wahrheit weckt.“

Solch freie Worte haben natürlich dem heftigsten Widerspruch der Orthodoxen und Pietisten gerufen, sie wurden als Unglaube, als Christus=Leugnung u. s. w. verschrieen. Darauf hat Mayer in seiner Eröffnungsrede an der Hauptversammlung des Religiös-liberalen Vereins in Buchs am 26. Oktober 1873 unter anderem geantwortet wie folgt: „Wir wollen festhalten den Glauben an Jesus als den Christus, als den Messias, als den Sohn Gottes. Wir protestieren dagegen, wenn innerhalb der christlichen Gemeinde verkündigt wird, das Messiasbewußtsein Jesu sei nur ein Traum gewesen, welchen Traum er gebüßt habe durch den Tod am Kreuz. Wir protestieren, wenn innerhalb der christlichen Gemeinde verkündigt wird, daß Jesus durch alttestamentliche Ideen zu einer falschen Vorstellung seines Todes, als eines Sühnopfers, gebracht worden sei. Wir protestieren dagegen, wenn innerhalb der christlichen Gemeinde verkündigt wird, der Glaube der Jünger an die Auferstehung Jesu habe nur auf einer Einbildung ihrer erhitzten Phantasie beruht.“

„Wir verneinen den übernatürlichen Wunderglanz, den die Kirche um die Gestalt Christi gewoben, aber wir bejahen seine geistige Hoheit und Größe, durch die er einen Namen bekommen hat, der über alle Namen ist; wir glauben nicht an seine übernatürliche Geburt, nicht an die fühnende Kraft seines Blutes, nicht an seine leibliche Auferstehung und



Himmelfahrt und nicht an seine sichtbare Wiederkunft; aber wir bekennen nichtsdestoweniger von ganzem Herzen seine göttliche Sendung, seine Gottessohnschaft im sittlich-religiösen Sinn, das heilige Liebesopfer seines Todes, seine geistige Auferstehung und Königsmacht, die welterlösende Kraft seines Evangeliums. Wir möchten dem Volke das ferne, fremd-artige, übernatürliche, oft genug auch versteinerte und leblose Christus-Heiligenbild nehmen und ihm dafür den lebendigen Christus geben, der Geist, Kraft und Liebe ist.“ So hat Mayer auch die Ausschreitungen nach links zurückgewiesen, ohne ein Vermittlungstheologe zu werden. Er ist zeitlebens mit beiden Füßen auf dem Boden der Reformtheologie ge- standen.

Mit großer Klarheit hat Mayer in Nr. 11 des zweiten Bandes des „Religiösen Volksblattes“ „Das Christentum Jesu Christi“ von der Lehre über Jesus unterschieden und nachgewiesen, wie wir schon im Johannes-Evangelium nicht die eigenen Worte Jesu, sondern eine mystische Auffassung seiner Person und seiner Lehre aus späterer Zeit vor uns haben, während die Reden Jesu in den drei ersten Evangelien, die Bergpredigt und die Gleichnisse nach Form und Inhalt aus Jesu Mund stammen.

Daß die Proklamation der Unfehlbarkeit des Papstes Mayer veranlaßte, öffentlich dagegen Protest zu erheben, war zu erwarten. Er tat es in kraftvoller, einschneidender Weise in seiner Eröffnungsrede an der Ver- sammlung des Religiös-liberalen Vereins in Flawil den 11. Mai 1871. Er sagt darin: „Welche Tragweite, welche Folgen für das Völkerverleben hat doch oft so ein Glaubens- satz! Lassen Sie mich nur leise hinweisen auf die endlose Kette von Elend, Blut und Brandgeruch glimmender Scheiter- haufen, auf den Stumpfsinn einst hochbegabter Nationen und den materiellen Ruin einst reichgesegneter Länder, die aus dem Einen Glaubenssatz erwachsen, daß nur Eine Kirche



selig mache, oder wenn Sie lieber wollen, daß überhaupt eine Kirche selig mache.“

„Machen wir wirklich ernst mit dem Dogma, daß es einen Menschen giebt, der unfehlbar der Welt vorschreibt, was sie glauben soll, dann stehen wir vor einer Despotie, wie sie nie auch der kühnste Eroberer ausgeübt hat. Das Wort des Unfehlbaren, unbedingtes Gesetz im innersten Geistesleben des Menschen und die Richtschnur seines Gewissens, wird sich gebieterisch eindrängen in alle Verhältnisse des Lebens, ein Machtpruch zwischen dem Volk und seinem Regenten, zwischen dem Meister der Wissenschaft und seinen Jüngern, wird seinen verhängnisvollen Widerhall finden in den zartesten Beziehungen des Familienlebens, in den verborgensten Gedanken des Menschenherzens; denn wohin dringt am Ende nicht die Wirkung der religiösen Ueberzeugung. In dieser Lebensmacht des Einen liegt aber auch der geistige Tod für alle. Laßt die Wissenschaft mühsam nach der Wahrheit suchen, was sie gefunden, zerstört ihr ein Wort des Unfehlbaren. In den höchsten Dingen aller Erkenntnis aber denkt Einer für Alle; das Gewissen der Völker ist tot, es lebt nur das Eine Gewissen in Rom! Welche Kraft erwächst der Autorität der katholischen Kirche dadurch, daß sie fortan in Einem Willen sich konzentriert und persönliche Gestalt und Ausdruck gewonnen hat! Es giebt nur ein Entweder — Oder, entweder menschliche bischöfliche Autorität, d. h. überhaupt eine äußere Autorität oder die ewige Autorität des geistig allgegenwärtigen Gottes, der sich offenbart in Vernunft und Gewissen des Menschen, in jenen ewigen Gesetzen, welche unwandelbar sich kund tun in jeder Menschenbrust und in allen geistigen und sittlichen Kämpfen des Menschengeschlechts. Die klaren Gründe der Vernunft, die heilige Schrift als die geschichtliche Urkunde des christlichen Glaubens und das unwandelbare Gewissen: das ist

das Dreigestirn, das allein aus der babylonischen Gefangenschaft des Geistes führt.“

Im Jahr 1873 hielt der Religiös-liberale Verein am 26. Oktober seine Hauptversammlung ab in Buchs und zwar im Freien, da ihm die Benützung der Kirche verweigert worden war. In gerechtem Zorne darüber sagt Mayer in seiner Eröffnungsrede: „Den Gliedern der religiösen Richtung, welche in der Landeskirche als vollberechtigt anerkannt sind, verweigert eine Ortskirchenbehörde das Gotteshaus! Wir sollen draußen stehen, während jedem hergelaufenen Missionar, der in unserer Kirche kein Heimatrecht hat, noch haben will, sich vielleicht kaum über seine Befähigung auszuweisen vermag, das Gotteshaus weit geöffnet wird. Wahrlich, das ist ein Vorgang, der Buchs keine große Ehre macht!“ Er fährt dann fort: „Wir sind zu euch gekommen, um dem Volke von Werdenberg einmal zu zeigen, wer die Reformer sind, und was sie in der That wollen. Der evangelisch-kirchliche Verein des Kantons St. Gallen fand es für gut, durch den Mund seines Präsidenten von der Kanzel in Sevelen uns in einer Weise schildern zu lassen, die wir nicht ruhig hinnehmen können, sowohl um der Sache willen, die wir vertreten, als auch um unser selbst willen.“ Mayer widerlegt dann Punkt für Punkt die den Reformern entgegengeschleuderten Beschuldigungen. Wir haben vorhin eine Stelle aus seiner Rede angeführt und heben nur noch folgenden Passus heraus: „Was hilft aller Fortschritt einem Volke, das sich nicht zugleich innerlich frei gemacht von trübem religiösem Aberglauben, dessen Geist und Herz nicht gesund ist in wahrer Religiosität? Was nützt alle Pflege der Schule und alle Sorgfalt, die diese selbst verwendet, das heranreisende Geschlecht denken zu lehren und zu vernünftigem Handeln zu erziehen, wenn die Kirche fort und fort mit jener Kraft, die der religiösen Ueberzeugung eigen ist, den Glauben an eine vernünftige Weltordnung und an die Gesetzmäßigkeit des gött-



lichen Waltens durchkreuzt und zerstört durch den Wunderglauben, den sie pflanzt, und den Aberglauben, der diesem entspriest!“

„Laßt uns aber zeigen, daß wir freigesinnte Christen sind in wahrer Duldung gegen alle Schwachen. Mögen andere, den Heiland auf den Lippen und die Hölle der Verdammungssucht im Herzen, jeden lästern, der nicht glaubt und bekennt, wie sie; unser Christentum sei es, auch den in Geduld zu tragen, der uns selbst verdammt. So, innerlich wahr und äußerlich frei, von aller Kirchenfagung ungebunden, aber offen und empfänglich für alles Wahre und Gute, zu streben nach dem Gottesreich, das einst Jesus Christus der Menschheit als höchstes Ziel verkündet, das sei die Losung unseres Bundes!“

Das Jahr 1875 bot Dekan Mayer zweimal Veranlassung zu öffentlichem Hervortreten. Am 11. April 1875 wurde die Kirche St. Laurenzen, die alte protestantische Hauptkirche St. Gallens, den Altkatholiken zu einer Osterfeier überlassen. Mayer predigte im Morgengottesdienst, welcher dieser Feier voranging, an der Hand der Erzählung Markus 9, 38—40, in welchem Jüngereifer einem Menschen entgegentritt, der zwar im Namen Jesu lehrt und wirkt, aber nicht zu den Zwölfen hält, und in welchem diesem Jüngereifer aus des Meisters Munde die bedeutungsvolle Warnung entgegenschallt: „Wehret ihm nicht, wer nicht wider uns ist, der ist für uns,“ über dies letztere Wort. Er anerkannte die Notwendigkeit des Eiserns für die religiöse Ueberzeugung, aber nicht für äußere Formen und Nebendinge. Vom Altar der Altkatholiken, der in der Kirche aufgerichtet war, sagt er: „Das ist nicht mehr der Altar der allein seligmachenden katholischen Kirche, die wider alles ist, was ihrer Priestermacht nicht in unbedingtem Gehorsam sich beugt, das ist der Altar von Christen, die mit uns erkannt haben die

Unchristlichkeit solch priesterlicher Herrschsucht und Anmaßung und heute mit uns protestierend gegen solche unchristliche Selbstüberhebung in diesen Kirchenhallen Zuflucht suchen vor dem Geiste römischer Unduldsamkeit und Verdammungssucht, um ihrem Protest im Gottesdienste religiösen Halt und höhere Weihe zu geben. Und wenn sie das in ihrer Weise tun und nicht in der unsrigen, so zeigen wir, daß unsere Kirche jetzt herangereift ist vom Jüngereifer zur Meistersmilde. Aber vergessen wir bei alledem nicht, zu wem das Wort: „Wehret ihm nicht, wer nicht wider mich ist, der ist für mich,“ gesagt ist. Nicht zu der Gleichgültigkeit gegen alles religiöse Leben, die sich so breit macht in unsern Tagen und gegen alles tolerant sein kann, weil sie selbst keine tiefere Ueberzeugung mehr hat; es gilt dem religiösen Eifer, der seines eigenen Glaubens gewiß und froh ist, aber keinen andern haßt, sondern ihn zu überwinden strebt durch den Adel der Gesinnung und den Glauben, der in den Werken der Liebe tätig ist. Möchte der große religiöse Kampf, der in der Gegenwart entbrannt ist, diesen Eifer in unserer Kirche wirken und in allen, die nicht wider uns und unsern Meister sind, dann kommen wir zur kirchlichen Einigung.“

Ueber die Frage, warum die Altkatholiken nicht Protestanten werden? schreibt Mayer: „Bei manchem mag es Mangel an religiösem Ernst sein, der sich die ganze Konsequenz des Bruches mit Rom nicht klar machen will; bei viel mehreren ist es eine Anhänglichkeit an alles das, worin ihnen von früher Jugend an das Größte und Edelste, die Religion, herzerwärmend und das Gemüt ergreifend, tröstend und mahnend entgegentrat. Wo wirkt übrigens die altkatholische Bewegung entscheidender, erfolgreicher gegen den, der wider uns alle, gegen die Religion und die ganze Kultur der Gegenwart ist und ihr fort und fort seinen Syllabus entgegen schleudert, auf protestantischem oder auf katholischem Boden? Wenn der Altkatholik mit uns zieht oder seine



eigenen Wege wandelt? Lasset ihn gewähren, spricht der große Meister, wer nicht wider uns, der ist für uns!"

Am 17. und 18. August 1875 wurde Dekan Mayer die Ehre zu teil, die 35. Jahresversammlung der schweizerischen reformierten Prediger-Gesellschaft in St. Gallen zu präsidieren. In der Eröffnungsrede weist Mayer zuerst darauf hin, die Versammlung stehe auf historischem Boden. „Es ist der ehemalige Haupt- und Staatssaal des Fürstbistums von St. Gallen, der ihnen in stummem Memento zuruft: *Sic transit gloria mundi!* Auch unsere Kirche wird durch die Zeitverhältnisse daran gemahnt. Die Schule, bisher des Pfarrers speziellstes Gebiet, ist schon längst zur Staatsanstalt geworden und wir bald froh sein müssen, wenn der geistliche Titel uns nicht noch völlig verbannt von diesem bedeutungsvollsten und einflußreichsten Gebiet der bisherigen Wirksamkeit. Die Tauf-, Ehe- und Totenregister sind zu Zivilstandsregistern geworden; aber auch die einst so hervorragende geistige Bedeutung der Pfarrer ist durch den Fortschritt der Kultur auf ein allgemeines Bildungsniveau herabgesunken. Wir armen Pfarrer! Man hält uns hohnlächelnd den Totenschein hin; wir wollen ihn unterschreiben mit dem Losungsworte des Apostels Paulus: „Als die Sterbenden und siehe, wir leben!“ Die Religion ruht in den unwandelbaren Tiefen der Menschenseele. Darum halten wir unser Predigerfest nicht als die Sterbenden, sondern als die, welche leben wollen. Wir dürfen fröhlich unsern Blick erheben hinauf zu den Höhen und hinabschauen in die Tiefen unserer Zeit. Zwar liegt noch dunkle religiöse Nacht auf den hervorragenden Spitzen des wissenschaftlichen Lebens der Gegenwart, aber es fängt an zu dämmern auf diesen kalten Höhen, man fängt an, wenn auch nur verschämt, zu reden von den Grenzen des Naturerkennens, und beim Herniedersteigen in die Niederungen des alltäglichen Lebens haben wir keinen Grund zu verzagen.“ Mayer führt

das aus an den Verhältnissen des Kantons St. Gallen und fährt dann fort: „Gewiß ist's etwas Imponierendes und Großes um das non possumus! Nicht nur um jenes, das stolz und starr vom Stuhle Petri hineintönt in den Strom der Zeit, sondern auch um das, das in heiliger Glaubensfestigkeit von da und dort aus redlichem Herzen kommend in unserer evangelischen Kirche ruhig und entschieden der Tagesmeinung, sei's mit Recht, sei's auch mit Unrecht, entgegengehalten wird; doch halte ich dafür, daß es noch viel höher und größer ist, wenn eine Kirche gegenüber der wohlbegründeten und naturgemäßen Entwicklung der Zeit das Wort freudig sprechen kann: „Possumus!“ Wir können und wollen den Glauben halten, festgewurzelt in den Prinzipien des Christentums; aber wir können und wollen auch uns neugestalten gemäß den unabänderlichen Forderungen einer neuen Zeit- und Weltanschauung. Possumus, wir können's und vermögen's, nicht durch den Sieg einer einzelnen religiösen Richtung und Partei, wohl aber durch das Zusammenwirken aller.“

Am 13. Januar 1876 starb Heinrich Lang und am Sonntag nach seiner Beerdigung hielt ihm Dekan Mayer, sein nächster Freund, im St. Peter zu Zürich die Gedächtnisrede. Sie findet sich im 7. Jahrgang des „Religiösen Volksblattes“ Nr. 7. Mayer legte ihr den Text zu Grunde: Hebr. 11, 4 „Durch den Glauben redet er noch, wiewohl er gestorben ist.“ Er ging aus vom Thema der Antrittspredigt Langs: „Ich glaubte, darum redete ich,“ zeigte, wie Lang dastehe als ein leuchtendes Zeichen von der Macht des Geistes in dieser materialistischen Zeit und als ein lebendiger Zeuge von der Kraft des geläuterten Glaubens unter unserem zweifelnden und oft verzweifelnden Geschlecht; dann wies er nach, wie Glauben, Geist und Gemüt ihn groß gemacht. „Er redet noch, bezeugt er von ihm, wiewohl er gestorben



ist. Das ist ja das Vorrecht geistbegabter, überzeugungs-treuer, glaubensmächtiger Seelen, daß sie dann erst recht, wenn der Leib im Grabe ruht und die Zeit zerstört hat, was an ihnen nur dem Augenblick gehörte, das, was ewig wertvoll und von grundlegender Bedeutung war in ihrer Erscheinung, ihren Freunden als Erbteil hinterlassen dürfen, also daß sie auch auf Erden fortleben in verkürzter und vergeistigter Gestalt.“

Im Februar 1876 und den folgenden Monaten hat Dekan Mayer in einer Reihe von Artikeln im 5. Jahrgang der „Reform“ unter dem Titel „Heinrich Lang, ein religiöses Lebensbild“ eine Biographie des Verewigten gezeichnet, die er im Dezember 1876 in erweiterter Gestalt (Basel, Druck und Verlag von Ch. Krüss) als besondere Schrift erscheinen ließ.

Im Mai 1876 hielt Mayer die Weihrede bei der ersten evangelischen Beerdigung auf dem bürgerlichen Friedhofe in St. Gallen. Es hatte viel Streit und Kampf gekostet, bis der Widerstand der Ultramontanen gegen die Beerdigung der Leichen Katholischer neben denen Evangelischer auf dem gleichen Friedhof gebrochen war. Dekan Mayer sagt nun in seiner Rede: „Wir stehen heute noch als Fremdlinge auf diesem Felde und legen unsere Toten in eine fremde Erde. Das ist kein evangelischer Friedhof mehr, da wir sagen könnten: dies ist unser Land, hier schlafen beisammen alle die, welche auch in ihrem Leben den gleichen Glauben bekant, derselben Liebe gelebt, die sie die Eine Kirche gelehrt, denen die gleiche Hoffnung geleuchtet, die ihnen von Jugend an ist verkündet worden. Da liegen in Zukunft Hunderte bei einander, die sich im Leben vielleicht nie gekant, der Katholik neben dem Protestanten, der eifrige Anhänger der Sekte neben dem ebenso eifrigen Freunde der Landeskirche, der, der jeden Glauben abgeschworen, neben dem treuen Bekenner seines Gottes. Und das soll noch ein

Friedhof sein, auf dem irgend ein alter kirchlicher Trost noch unserer Seele begegnete, wenn wir um unsere Toten weinen? Jawohl, ein Friedhof! Und wenn auch keiner mehr mit einem besondern Kirchennamen, doch darum nicht weniger einer, da Gott weilet und seine mächtig ans Herz dringende Sprache spricht, so deutlich, ja deutlicher noch als an irgend einer andern Stätte dieser Art. Gewißlich, der Herr ist auch an diesem Orte, du weißt's nur nicht! So müssen wir dem zurufen, der, gefangen in anerzogenem religiösem Sondergefühl, mit Schmerz und Wehmut auf diese gemeinsamen Grabstätten blickt. Ich meine, diese Stätte da wird in Zukunft, wenn die kleinen Hügel alle in den weiten Feldern sich erheben, eine gar mächtige und überzeugende Sprache reden zu allem Parteihader der Kirchen und Konfessionen, die so gerne glauben machen möchten, es gebe nur Einen Weg zum Himmel, und den besitzen sie.“

„Ist's denn nicht der gleiche Engel Gottes, der als Todesbote vom Himmel steigend, hier den Katholiken, dort den Protestanten zur Grabesruhe bettet? Soll diese Erde nicht Gottes sein, der sie ja geschaffen hat, weil nicht eine Priesterhand sie geweiht? Da liegen sie fortan, umfangen von demselben Grabesfrieden. Derselbe Gott hat sie gerufen; zu demselben Gott haben sie gebetet, auf dieselbe Gnade vertraut in ihrer letzten Todesnot, und ob dieser ihn mit „Vater unser“ angeredet und jener mit „Unser Vater“, diesem ein heiliges Zeichen das göttliche Erbarmen und den Frieden der scheidenden Seele besiegelt, jenem der Glaube allein in seinem Herzen; der allmächtige Gott, der es vermochte, seine schöne Welt mannigfach zu schaffen und seinen Menschenkindern allerlei Sprachen und Gedanken zu verleihen, er vermag auch jeden in seiner Sprache zu verstehen, und seine Liebe hat nur Eine Sonne, die aber alle gleich erleuchtet, so oft sie aufgeht am Himmel. Da liegen sie fortan alle bei einander, die ans letzte Ziel des Lebens gekommen und sie stören ein-



ander nicht im Schlaf; da blühen die gleichen Blumen, die dankbare Liebe gepflanzt; da strahlen auf alle gleich hernieder die Sterne Gottes in stiller Nacht; da liegt über all diesen Gräbern dieselbe Todesstille und Friedensruhe, und fortan tönt's über diese Stätte hin: Siehe da, das ist nun all des religiösen und kirchlichen, des weltlichen und politischen Parteihaders Ende, das der allmächtige Gott macht. Sowohl, ein Friedhof! O möchte immer mächtiger und deutlicher in all das religiöse und anderweitige unnötige religiöse Parteigezänke, in all diese christlichen Sonderkirchen die Sprache der gemeinsamen Ruhestätte dringen, auf daß wir allmählich lernten im Frieden nebeneinander wandeln, wie wir in Zukunft im Tode im Frieden nebeneinander schlafen. Dann könnte es auch geschehen, daß der eifrigste Kirchenmann allmählich da draußen lernte, daß es noch allerlei Wahrheit gibt, die man zwar nicht in Kirchenhallen findet, die aber doch nicht weniger gilt, und daß auch über unsere Lippen das Wort ertönte: Gewißlich, der Herr ist auch an diesem Orte, und ich wußte es nicht! Jetzt weiß ich es!“

Am 15. und 16. Mai 1876 präsiidierte Dekan Mayer den schweizerischen Reformtag in St. Gallen. In seiner Eröffnungsrede wirft er zuerst einen Blick auf die betrübenden Zeitercheinungen. „Die Aeußerungen des Spottes, sagt er, die man von maßgebender Seite über die Bestrebungen der freisinnigen Geistlichen hören mußte, die Lostrennung eines großen Bruchtheils unserer Bevölkerung vom Zusammenhang mit der religiösen Gemeinschaft, die ungünstige Stimmung, die aus so manchem Lehrerkreise unseren Bestrebungen entgegenweht, das rastlose Streben unserer Gegner, sich die verlorene Herrschaft in der Landeskirche wieder zu erringen, ein auf dem Boden der Bekenntnisfreiheit immer bunter aufschießendes Sektenwesen, der eifige Hauch des Referendums, der die zarte Saat gesunden Fortschrittes bedroht, und endlich

das in der Luft der Freiheit fröhlich gedeihende Unkraut des Aberglaubens und des Unglaubens: Das sind Erscheinungen, die manchen von uns mit Recht trüb gestimmt und mutlos gemacht haben. Aber die Nebel werden verschwinden; die Sonne ist noch da und hat es noch immer länger ausgehalten, als das dichteste Nebelmeer. — Gehen wir an unser Frühlingswerk. Die Tage des Kampfes mit den starren, hemmenden Kirchenschranken sind vorüber, es beginnt die Frühlingsarbeit des Säens und Pflanzens, damit unserem Volke eine Ernte reife aus der Bewegung, die wir angefacht. Dazu uns zu ermuntern sollen stets die edelsten Züge der hohen Gestalten, die unsere Führer waren, uns vor Augen schweben: der feste, geistemächtige Glaube, der Lang zu dem gemacht, was er uns und unserer Sache gewesen, der Glaube an die unzerstörbare Macht der Wahrheit und an die Empfänglichkeit des Menschenherzens für Wahrheit und Religion, sein ächter Freisinn, seine ungezwungene Natürlichkeit, die ihn auch in bescheidener Stellung stets glücklich und zufrieden, aber auch ohne Stolz dem Kleineren gegenüber erscheinen ließ, und endlich als drittes jener Charakterzug, der uns im Stifter unserer Vereinigung, dem edlen Heinrich Hirzel, so lebendig entgegentrat, die hingebende, tatkräftige Bruderliebe. Das sei das Dreigestirn des freien Christentums! Möge es uns leuchten an diesem festlichen Tage; lassen Sie es widerstrahlen im Tagewerk des Lebens, es wird uns einst auch zum Siege leuchten!“

Die bedeutsame Tat jenes Reformatages war die Gründung der Lang=Stiftung, die seither durch ihre Stipendien so mancher jungen Kraft den Weg zum Pfarramte gebahnt hat. Dekan Mayer war es, der auch dazu den Anstoß gab. Die zürcherische, schon im Jahr 1859 gegründete Stipendientasse für Theologie=Studierende verschmolz sich dann mit der Lang=Stiftung.



Im Jahre 1877 hat Mayer mit großer Energie Protest erhoben gegen die Engherzigkeit des baslerischen sogenannten Vorvereins des protestantisch = kirchlichen Hilfsvereins, der reformerisch pastorierte Gemeinden als nicht zu seinem Arbeitsfeld gehörig oder als ausgeschlossen aus seiner Pflege bezeichnete. „Dies erklären lassen und doch Mitglieder des Vereins bleiben, so schloß er, das geht nicht, da giebt's nur ein Entweder — Oder.“ Der Präsident des st. gallischen Komitees, Herr Pfarrer Scherrer zu St. Leonhard, hat denn auch sofort nachher öffentlich erklärt, daß der protestantisch = kirchliche Hilfsverein in St. Gallen nach wie vor auf dem Boden der evangelischen Landeskirche zu stehen gedente und seine Gaben ohne Rücksicht auf die Richtung einzig nach Bedürfnis verteilen werde.

Bei Eröffnung der Jahresversammlung des religiös = liberalen Vereins im Herbst 1880 in Bernegg betonte Mayer mit Nachdruck: „Der Schwerpunkt unseres Vereins liegt in der stillen Tätigkeit auf den von ihm organisierten Gebieten: „Religiöses Volksblatt“, Langstiftung, Kolportage u. s. w. Aber wir dürfen uns auch nicht einer falschen Sicherheit hingeben und meinen, es gehe alles vortrefflich auch ohne die persönliche Bemühung, wie sie der Besuch unserer Versammlungen erfordert. Die Mitgliederzahl des Vereins darf nicht abnehmen. Viele Gemeinden sind noch beschämend ärmlich vertreten. Ein kräftiges und erfolgreiches Wirken auf all den vom Verein verwalteten Arbeitsfeldern erfordert finanzielle Mittel und diese richten sich nach dem Mitgliederbestande. Die jüngeren Elemente sollen sich an der getanen Arbeit nicht genügen lassen, sondern es als Ehrensache betrachten, St. Gallens guten Namen im Bereiche des freien Christentums der Schweiz auch in Zukunft hoch zu halten. Auch die Laien, die Männer aus dem Volke, müssen sich stets gegenwärtig halten, daß die Pfarrer ihrer fortgesetzten Unterstützung bedürfen, wenn der Geist in unserer Volkskirche



ein aktiver, in Kriegs- und Friedenszeiten gesunder und opferfreudiger bleiben soll. Die Geistlichen insonderheit mögen es nie vergessen, daß sie nicht durch ein unruhiges und agitatorisches Wesen, sondern durch ihr ganzes praktisches und populäres, hingebendes und gewissenhaftes Wirken innerhalb und außerhalb des Amtes für unsere Sache die wirksamste Propaganda machen.“

Im November 1881 legte Mayer das Präsidium des Religiös-liberalen Vereins nieder. Sein Nachfolger wurde der tatkräftige Pfarrer Gottfried Schönholzer.

Nach Pfingsten 1881 hatte Dekan Mayer in Begleit des Sprechenden den deutschen Protestantentag in Berlin besucht und durch einen Toast am Mittagsmahl, in dem er seinen Dank für die freundliche Aufnahme mit der bald launigen, bald ernsteren Schilderung der Eindrücke würzte, die er von Berlin und seinem Protestantentag empfangen, großen Beifall geerntet.

Die Neujaehrnummer des „Religiösen Volksblattes“ vom Jahr 1883 brachte uns aus Mayers Feder einen Aufsatz „Als die Sterbenden und siehe, wir leben.“ Er schließt denselben mit den Worten: „Wenn wir zurückblicken auf alles, was nach unsern reformerischen Grundsätzen unsere Richtung in den letzten 20 Jahren gewirkt im Leben der Gemeinden, in Kirche, Schule und Staat, dann haben wir wahrlich keinen Grund, wenn auch hier einmal entgegengesetzter Wind unser Fahrzeug schaukelt, im geringsten zu verzagen. Gott war mit uns und hat die Arbeit gesegnet, auch dieses Blattes, des „Religiösen Volksblattes“, Arbeit, das wie kaum ein Werkzeug in unserer Hand dazu gedient hat, einer gesunden Frömmigkeit und geläuterten religiösen Anschauungen den Weg zu bahnen in die Herzen von Tausenden unseres Volkes. Darum betreten wir auch an der Schwelle eines neuen Jahres getrost unser Kampf- und Ar-



beitsfeld mit der apostolischen Losung: Als die Sterbenden und siehe, wir leben!“

Im Jahre 1881 hatte Defan Mayer geholfen, den schweizerischen Kindergartenverein ins Leben zu rufen und war dann zu dessen Zentral-Präsidenten ernannt worden. Den Entwurf der provisorischen Statuten hatte er verfaßt, und die Bestimmung darin aufgenommen, es sei die Verstaatlichung der Kindergärten mit allen zu Gebote stehenden Mitteln anzustreben. Das war ja aber geradezu Staatssozialismus; darum wollte an der ersten Vereinsversammlung, die am 19. August 1884, am Begräbnistag von Defan Mayer, in Zürich tagte, Schulpräsident Hirzel in Zürich den ganzen Passus durchaus gestrichen haben. Es wurde dann auf Antrag von Pfarrer Alfred Altherr in Basel die abgeschwächte Form gewählt, man wolle das Interesse des Staates für die Kindergärten zu erwecken suchen. Seither haben bekanntlich die Städte Zürich und Basel die Kindergärten als Sache der Schulgemeinde erklärt, also sie verstaatlicht. In St. Gallen ist diese Frage gerade gegenwärtig in der Schwebe. Es sei hier konstatiert, auf welcher Seite Defan Mayer gestanden hätte.

Die letzte Arbeit aus der Feder Mayers brachte im Januar 1884 das „Religiöse Volksblatt“ „Aus Zwinglis Entwicklungsgang,“ ein Vortrag gehalten in der Abendfeier des 6. Januar zu St. Laurenzen. Er zeigte darin, wie der Wahrheitsdrang und die echt republikanische Liebe zu Land und Volk den Reformator erzeugte, und schloß mit dem Worte: „Wir wollen bauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!“

Groß und allgemein war der Schmerz um Mayers Verlust. Er war nicht nur, wie ihn Pfarrer Bion am Reformfeste in Murten nannte: „der Kirchenvater der st. gallischen Reform“, er gehörte der ganzen Kirche und allen Parteien an, er war eine der festesten Stützen des Protestantismus.

Ich habe mich bemüht, nicht über Dekan Mayer zu Ihnen zu reden, sondern ihn selbst zu Ihnen reden zu lassen — der Stil ist der Mensch — darum habe ich den seligen Freund in seinen eigenen Worten vor Sie treten lassen. Gewiß, Sie fühlen und bekennen mit mir:

Nicht alle sind tot, deren Hügel sich hebt,  
Wir lieben, und was wir geliebet, das lebt,  
Das lebt, bis uns selber das Leben zerrinnt:  
Nicht alle sind tot, die begraben sind!

